Haus und Welt

Episode

Dich hat des Zufalls lose List
Mir lockend in den Arm gespielt,
Und als ich dich umfangen hielt,
Da erst erkannt' ich, wer du bist!

Du bist der Traum, der licht und leicht
Im Schlummer mir vor Augen schwirrt,
In stiller Nacht zum Leben wird
Und mit dem Morgen fliehend weicht.

Du bist der Klang, der sehnsuchtsheiß
Sich mir im Herzen bebend regt,
In allen Pulsen fiebernd schlägt,
Daß ich nicht Ruh' zu finden weiß.

Du bist das lachend liebe Glück,
Das, eh' ich's recht erfaßt, erlebt,
Nach flücht'gem Kusse hold entschwebt,
In's wesenlose Nichts zurück.

Du wußtest wohl, es konnt' nicht sein,
Und dennoch gabst du mir dein Herz,
In sel'ger Lust und leisem Schmerz.
Ich tat dir weh'. — Kannst du verzeih'n?

Ein Flüstern nur, ein einz'ges Wort
So lind wie Sommerwinde weh'n,
Ein Blick und schweigendes Versteh'n —
Dann riß mich jäh das Schicksal fort . . .

Das Gesetz der Fastnacht

Das hat man ja schon längst festgestellt, daß Advent und Fasching keine willkürlichen Einrichtungen des Menschen sind, sondern gewissermaßen Reste eines „natürlichen Jahres". Das eine ist die Zeit eines den meisten immer noch irgendwie leise fühlbaren Winterschlafes, denn ganz sicher hat auch der Urmensch, wie so viele Tiere, in unseren Breiten einmal Winterschlaf gehalten. Tun es doch die russischen Bauern, die um diese Zeit wochenlang in einem unstillbaren Schlummerbedürfnis auf dem warmen Ofen liegen, den sie nur verlassen, um zu essen, heute noch. Nur der Kulturmensch kümmert sich nicht mehr um den wohlabgewogenen Rhythmus des Jahres, obgleich auch er in katholischen Ländern im Advent nicht heiraten und keine großen Feste feiern darf, weil die Kirche sehr klug heute längst verschollene lebensregelnde vorchristliche Gebote in ihre Verordnungen aufgenommen hat.

Um diese Zeit aber vermählt sich auch kein Tier, nicht einmal unsere Haustiere, die doch schon so lange vom Menschen in ein widernatürliches Dasein hineingezwungen worden sind. Auch die Pflanzen stehen in tiefer Ruhe. Eine Art Vegetationspause, die jeder Gärtner kennt, hält sie ab, jetzt irgendwelche Kräfte zum Wachstum auszugeben. „Sie schlafen jetzt!" sagt der Kundige, der weiß, daß alle ihre Lebensbedürfnisse dann auf ein Minimum herabgesetzt sind. Ebenso liegen auch die Insekten in einer tödlichen Starre. Die Vögel, die bei uns überwintern, singen nicht oder kaum. Sie kümmern sich nur um ihre Nahrung. Nicht anders handelt das Wild, das versteckt auf Aesung auszieht und im Advent, wenn das Wetter noch so mild ist, nicht an Liebe denkt.

Das alles ändert sich mit einem Schlage, sobald die Wintersonne vorbei ist. Mit der steigenden Sonne, die freilich zuerst nur um Sekunden und Minuten unseren Tag verlängert, erwacht überall ein heimlich verborgenes Leben. Richtiger gesagt, „das Leben" selber in seinen tausend Formen ersteht wieder zu seinen natürlichen Taten und Leistungen. Von den Tagen ab, die der Mensch „Fasching" nennt und in denen plötzlich das Glück des Daseins und die Lust zur Liebe loh und hell wie eine Flamme in ihm aufschlägt, gibt es bis in die Mittsommerwochen hinein eigentlich nur noch eine Steigerung der Daseinsfunktionen bei allen Lebewesen. Erst dann sinkt die Kurve unmerklich, um im September fast überall noch einmal anzusteigen und dann endgültig bis zum Jahresende abzugleiten.

Der eigentliche Fasching beginnt aber da, wo es die wenigsten ahnen — im Wassertropfen. Unter der Eisdecke des Hochfrostes, der fast stets mit den Januarwochen einsetzt, wallt und webt das unsichtbare Leben der Tiefe. Da unten feiert man Hochzeit in hundertfältiger Gestalt. Lange Algenketten tanzen durch die Flut, in denen überall ein bißchen freudig grünes Leben triumphiert. Das seltsame goldige Gebilde, das die Wissenschaft gar nicht hübsch „Wasserschwanz" nennt und das in den kältesten Bergbächen jahraus jahrein in langfädigen Büscheln flutet (eigentlich besteht es nur aus zusammengekrochenen, in einer gemeinsamen Schleimhaut sitzenden Monaden), sproßt und vergrößert sich zusehends. Die Fische zupfen daran, an eisfreien Stellen naschen auch die Amseln gerne davon — aber es wächst und wächst. In dichten, goldgrünen Watten schweben die Kieselalgen über dem Grund oder liegen unten über der feinen Schlammdecke, wartend, daß die Frühlingssonne ihnen erlaubt, aufzusteigen und auf der Oberfläche des Wassers in breiten Flocken dahinzugleiten. Anderswo wachsen sie zu gläsern blitzenden Bäumchen und Fächern zusammen, die sich unablässig wiegen und nach dem karg einfallenden Licht emporstrecken. Andere dieser zarten Geschöpfe durchziehen in smaragden dahinschweifenden Sternen die Flut, zerfallen und wachsen von neuem zu Sternen aus. Manche Algenfäden entlassen die nächste Generation in Form winziger Zellchen, die mit Geißelchen das Wasser peitschen und um das wartende reife Ei, das noch am Faden sitzt, einen wahren Liebestanz aufführen, bis das kühnste der kleinen Männchen sich in die stumme Kugel stürzt, mit ihr verschmilzt, und so das Leben einer abermaligen Algenkette gesichert ist — kurz, wo das menschliche Auge nur Moder und starre, wintertote Flut zu erblicken glaubt, da feiert das Leben wochenlange Feste eines Daseinsglückes, das dem der höher organisierten Geschöpfe ganz gewiß nicht nachsteht.

Aber auch in den Großpflanzen regt es sich allenthalben. Von jetzt an sind alle Knospen (die ja schon seit dem Sommer des vorigen Jahres angelegt wurden) bereit, aufzuspringen. Sie sind ganz fertig, voll Lebenskraft, und warten nur noch auf Frühlingswind und lauen Regen. Unter der Laubdecke strecken sich schon leise Krokus und Schneeglöckchen, die ja auch schon ausgebildet sind und nur hervorzuwachsen brauchen. Unmerklich lockert die Hasel ihre noch starr zusammengeschlossenen Blütenstaubfähnchen. Ganz sichtbar schwellen die Hüllen, unter denen die Weide ihre silbrigen Kätzchen verborgen hält.

Jetzt geschieht es auch schon zuweilen, daß an milden, windstillen Tagen Zitronenvögel oder Pfauenaugen und Füchse unsicheren Fluges dahintasten. Sie überwintern ja als Schmetterlinge und wachen leicht auf aus ihrer Kältestarre. Und an geschützten Plätzen kommen nicht selten die rotschwarzen, drolligen Feuerwanzen hervor, die überhaupt nicht so fest schlafen und sich gerne jedes Sonnenstrahles erfreuen. Die Krähen halten schon im Januar ihre jagenden Liebesspiele, und im Februar denkt auch der Feldhase schon an Hochzeit. Und die Tauben und Hähne gurren und gackern ganz anders, als in neu wiedergekehrter Lebenslust.

Der Mensch schließt sich nun dem großen Reigen an, der da den Höhepunkten des Seins stürmisch und unaufhaltsam zudrängt. Er tut es freilich auf seine Weise, was ja das Recht eines jeden Wesens ist. Nichts ist natürlicher, als der uralte verweltliche Zauber des Mummenschanzes, des Tanzes, der überschäumenden Lebenslust in den Wochen des Faschings. Gewissermaßen in Vorahnung des Sommers und seiner Fülle sucht man künstliche Wärme, Licht, Farben, Duft, Ueberfluß nachzuahmen und in dieser „verbesserten Umwelt" sich hemmungslos den Freuden des Daseins zu überlassen. Aber

das ist doch alles letzten Endes dasselbe, was auch um diese Zeit die anderen Lebewesen erfüllt, die schließlich, so gut sie es können, und in dem Rahmen, der zu ihnen paßt, auch Fasching feiern. Denn hier liegt unter scheinbarer Leichtfertigkeit und Uebermut und verschwenderischer Ausgelassenheit ein ganz tiefes und bedeutungsloses Lebensgesetz verborgen, das, wie alle Lebensgesetze, doch nur den Zweck hat, daß man es befolgt, ob „man" nun Mensch oder Veilchen, Fuchs, Linde oder Kieselalge heißt.

Der fliegende Holländer

Von Signalmeister Hans Lindner.

Einzig in ihrer Art steht die Sage vom Fliegenden Holländer da. Jeder Janmaat will ihn, wenn er in stockfinsterer Nacht, beim wilden Südwest, bei Kap Horn oder in der Südsee, am Ruder gestanden hat, gesehen haben.

Der „Fliegende Holländer" soll nach einer alten Sage am Freitag auf Kiel gelegt worden sein, am Freitag vom Stapel gelaufen, am Freitag in See gegangen und auch am Freitag verschollen sein. So sonderbar es klingt, aber es ist wahr, daß selbst heute noch Dampfer und Segelschiffe am Freitag nicht oder nur ungern in See gehen. Viele werden darüber lachen, aber die Tatsache steht nun einmal fest. Ja — wie erzählt wird — sollen sogar Kriegsschiffe nie am Freitag in See gegangen sein.

Die bekannteste Sage vom Fliegenden Holländer lautet bei den Seeleuten etwas anders als bei Richard Wagner. Im 17. Jahrhundert lebte in Holland ein junger Schiffer. Infolge seines lockeren Lebenswandels und nachdem er seine Braut sitzen gelassen hatte, wurde er zur Strafe für seine vielen Sünden auf ein Schiff verbannt, und mußte ruhelos die Meere durchirren. Nie mehr würde er je einen Hafen erreichen, und ein ewiger Fluch lastete auf seinem Gewissen. Die Mannschaft, die der junge Schiffer anwarb, verpflichtete sich durch Handschlag auf Tod und Leben. Weiß war das Schiff, blutigrot die Segel; so sollte er ewig das ungeheure Weltmeer durchfahren. In Sturm und Wetter, in Not und Tod, ewig war er verbannt aus seiner Heimat und aus der Menschheit. Fahrzeuge, die das Gespensterschiff aus der Ferne zu erblicken glaubten, suchten ihm auszuweichen, da seine Nähe für gefahrvoll galt. Nur beim größten Sturm, wenn alle Segel gerefft waren und das Schiff den Unbilden des Sturmes preisgegeben war, ließ der Fliegende Holländer sich sehen. Unbekümmert des schweren Südweststurmes fuhr er mit vollen Segeln vorbei, ja, oft wollen dann sogar Leute oben auf der Brücke gesehen haben, wie der mit dem ewigen Fluch belastete Schiffer von seiner Kommandobrücke aus die Hand zum Gruße erhob. Dieses bedeutete für das eigene Schiff den Tod. Der Rudersmann steht einsam auf der Brücke; schläfrig beugt er sich nach vorne, um den richtigen Kompaßkurs auf der Scheibe zu erkennen, weit und breit nur Wasser und wieder Wasser, heulend singt der Sturmwind in Wanten und Stagen ein Totenlied. Klatschend schlagen die Wellen gegen die Bordwand, ruckweise stößt sich das Schiff durch das Wellenmeer, der ganze Bau knarrt und ächzt in seinen Fugen. Hochauf spritzt der Gischt am Bug, und der Steuerer wischt sich die salzigen Tropfen aus dem Gesicht. Welle auf Welle rauscht heran, und sekundenlang ist die ganze Back von Wasser überspült. Langsam beugt sich dann der Riese nach hinten, die Wellen laufen unter ihm durch und weit ausholend stößt er dann wieder mit der Schnauze in die brausende Gischt.

Wenn dann die Matrosen bei dem heulenden Sturme in die Wanten müssen, und in schwindelnder Höhe die Segel reffen, dann jagen einem wohl manchmal wilde Gedanken durch den Kopf. Was ich aber im folgenden erzähle, ist ein eigenes Erlebnis, für dessen wahrheitsgetreue Wiedergabe ich einstehe.

Irgendwo an der Nordseeküste steht ein großer Leuchtturm mitten im Wasser. Die mächtigen Grundseen branden gegen den Turm, eisern steht der ragende Bau, hoch laufen die Wellen an ihm empor. Gurgelnd, brausend und zischend läuft die Welle an dem Turm hoch, ein Sprühregen — dann folgt schon wieder die neue Welle. Wenn man in dem unteren Raum das Ohr auf die kalten Steinfliesen legt, hört man das Rauschen der wilden See, dort unten wühlt und kocht alles. Klatschend schlagen die Wellen gegen den eisernen Wall, hochauf spritzt der Gischt. Welle auf Welle, Grundsee auf Grundsee wälzen sich heran, trotzig steht der Turm in der Sturmesnacht auf seinem Wachtposten, und nur ein leises Rütteln in dem großen und wuchtigen Körper ist oft zu spüren. Leise klirren Gläser und Tassen.

Heulend jagt der Sturmwind um das Haus, und in den Masten und Leinen singt er irgend jemand ein Totenlied. Bis hoch oben zur Galerie hinauf schleudert er den weißen Gischt, ein Sprühregen ist im Lichtkegel des Leuchtfeuers sichtbar. Aengstlich flattern die kleinen Singvögel, die sich im Regen und Nebel hierher verirrt haben, um den Turm. Zu Hunderten piepsen sie in der regenschweren Luft. Scheu drücken sie ihr Köpfchen an die Glasscheiben des Leuchtfeuers. Hier ist ein sicheres Plätzchen. Aus der Dunkelheit heraus greife ich einige und sperre sie in ein Bauer. Mit rasender Fahrt fliegen auch wilde Enten und Gänse aus der Dunkelheit in den blendenden Lichtkegel herein gegen die dicken Glasscheiben. Alle brechen sie sich das Genick.

Die Brandung donnert, der Sturmwind heult, — so geht die Sturmesnacht vorüber.

Am andern Mittag ist die See spiegelglatt, kein Lüftchen bewegt sich. Kreischende Möwen umflattern den Turm und beißen sich um einen Platz auf der Telegraphenboje. Ich lasse die nachts eingefangenen Vögel wieder fliegen. Vorher haben sie alle noch Futter und Frischwasser bekommen.

Abends um 12 Uhr bin ich mit noch einem Wärter auf Wache. Um 1 Uhr wird die neue Wache geweckt. Bevor wir schlafen gehen, schöpfen wir noch ein wenig frische Luft. Auf das Geländer gestützt, oben auf der Galerie atmen wir tief. Der alte Wärter, schon 30 Jahre hier an Bord, erzählt mir von seiner früheren Seefahrt. Er ist ein alter Segelschiffsmatrose. Nach Westen blickend, höre ich den Erzählungen des alten Seemannes zu.

Es war im Jahre 1890. Er fuhr auf einer deutschen Bark nach Schanghai. In der Straße von Malaga wird das Schiff von Seepiraten geentert. Mit den größten Anstrengungen gelingt es der Mannschaft, die Piraten zu überwältigen. In der nächsten Stunde sind alle Seeräuber an der Rahe aufgehängt. So läuft das Schiff in Singapore ein. Zum Schrecken der Menschheit.

Ich stecke mir eine neue Pfeife Tabak an, und im stillen beneide ich den Mann. Um wieviel romantischer muß die Seefahrt früher doch gewesen als heute!

Dann erzählt er mir, — die Kaltpfeife zwischen den Zähnen, — von einem „Fliegenden Holländer", den er in der Südsee gesehen hat. Mit blutroten Segeln, in einer wilden Sturmesnacht. Der Kapitän seiner Bark lief sofort mit dem Schiff den nächsten Hafen Australiens an.

Ich lachte leise — — —

„Da!" Er zeigt nach Westen.

200 Meter ab vom Turm — der fliegende Holländer...! Was? Träume ich?

Mit vollen Segeln, kein Lüftchen rührt sich, so fährt das Schiff an uns vorbei. Jetzt sind die Segel halb beleuchtet von unserem Leuchtfeuer. Kein Knattern eines Motors hörbar.

Erstarrt stehe ich da und kann kein Glied rühren. Ist es Wahrheit, was ich sehe? Ich fasse mich ans Ohr und überzeuge mich, ob ich wache. Ja! — Nur einige Sekunden — ich gebe meinem Körper einen Ruck, dann ergreife ich das rechts neben mir stehende Megaphon, setze es an den Mund, und gellend schreie ich in die totenstille Nacht:

„Boot ahooi!"

Keine Antwort. Zum zweiten Male schreie ich es in die Nacht: „Boot ahooi!" Wieder keine Antwort.

Der Wärter, vornübergebeugt, stiert auf das Schiff. Keinen Ton sagt er. Die Pfeife fällt ihm aus dem Mund, klatsch, in hundert Scherben.

Für mich gibt es jetzt kein Besinnen. In wenigen Schritten bin ich an meinem Scheinwerfer. Schnell den Bezug herunter. Mit der rechten Hand stelle ich den Sauerstoff an, mit der linken stecke ich die Karbiddose ins Wasser. Gurgelnd entwickelt sich Azetylen. Dann reiße ich den Hahn nach rechts, hellauf flammt ein Sturmstreichholz, und „Pluff" brennt der Scheinwerfer. Die Blende auf Dauerlicht gestellt, kaum ist eine Minute verstrichen und ich leuchte. — Vorbei.

Schwach kann ich noch die Umrisse des Schiffes erkennen. Selbst durch mein scharfes Prismenglas kann ich nichts mehr deutlich ausmachen. Mechanisch stelle ich den Scheinwerfer wieder ab — und starre auf den Wärter.

Nach meiner sofort aufgenommenen Peilung hätte das Schiff, in der Dichtung, in der es uns passierte, auf eine Untiefe auflaufen müssen. — Am anderen Morgen war nichts mehr zu sehen, ruhig lag das Meer, spiegelglatte See, und in der Ferne kreischten die Möwen...

Die Erschießung der Kommunards

Das „Tagebuch der Brüder Goncourt", die interessanteste Chronik des geistigen Lebens von Paris und Frankreich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, ist jetzt erschienen. Hier eine packende Aufzeichnung vom 28. Mai 1871.

Ich fahre durch die Champs-Elisees. In der Ferne Beine, nichts als Beine, die sich in der Richtung der großen Avenue bewegen. Ich lege mich zum Wagenfenster hinaus. Auf der ganzen Avenue ein unübersehbarer Menschenschwarm zwischen zwei Reihen Kavallerie. Kaum abgestiegen, gerate ich unter die Laufenden. Es sind die soeben auf den Buttes-Chaumont Gefangenen, die in Gliedern zu je fünf marschieren, vereinzelte Frauen darunter. „Es sind ihrer sechstausend; fünfhundert sind gleich zu Anfang erschossen worden," sagt mir ein Berittener aus der Eskorte. Ungeachtet des Abscheus, den man gegen die Leute empfindet, ist der Anblick des düsteren Zuges schmerzlich. Zwischen ihnen bemerkt man Deserteure, die ihre Waffenröcke umgekehrt tragen, so daß das ganze Futter der Taschen heraushängt; sie scheinen schon halb entkleidet, um erschossen zu werden. Das Palais Royal ist eingeäschert, aber die hübschen Giebel der beiden Pavillons am Platz sind unversehrt. Die Tuilerien müssen nach der Gartenseite und nach der Rue de Rivoli zu wieder aufgebaut werden. Man geht durch Rauch, man atmet eine Luft, die brenzlig riecht und zugleich nach Wohnungsfirnis, und hört von allen Seiten das Zischen der Feuerspritzen. An manchen Orten finden sich noch Spuren, grauenvolle Ueberreste des Kampfes; dort, neben den Pflastersteinen einer halb zerstörten Barrikade, liegen Käppis in einer Blutlache. Die große Zerstörung beginnt und zieht sich ununterbrochen bis zum Chatelet. Hinter dem verbrannten Theater sind auf dem Pflaster die Kostüme ausgebreitet: verkohlte Seide, auf der es hier und dort von Goldflittern aufblitzt oder silbern flimmert. Am jenseitigen Kai hat der Justizpalast das Dach seines runden Turmes eingebüßt. Von den neuen Gebäuden ist nichts erhalten als das Eisengerippe ihrer Bedachung. Die Polizeipräfektur ist ein brennender Trümmerhaufen, durch dessen bläuliche Rauchwolken das neue Gold der Sainte-Chapelle flammt. Auf kleinen Pfaden, die durch die noch nicht wieder zerstörten Barrikaden führen, gelange ich zum Stadthaus. Die Ruine ist prachtvoll, großartig, phantastisch schön. Es ist eine Ruine in den Farben des Saphirs, des Rubins, des Smaragds, eine mit dem achatartigen Schillern, das die Tonerde durch das von den Kommunards darauf gegossene Petroleum angenommen hat, die Augen blendende Ruine. Sie gleicht der Ruine eines von dem Lichtschein bengalischer Flammen hellbeleuchteten Zauberschlosses in einer Oper. Mit ihren leeren Nischen, ihren zerbrochenen oder verstümmelten Standbildern, dem Ueberrest der Turmuhr, ihren hohen Fenster- und Kaminteilen, die durch irgendwelche Kraft des Gleichgewichtes im leeren Raum schweben, ihrer zackigen Zerbröckelung gegen den Hintergrund des blauen Himmels ist diese Ruine wert, als Wunder an Farbigkeit erhalten zu bleiben. Auf einer unversehrten Marmorplatte blinkt bei aller Beschädigung des Gebäudes, im Glanze ihrer frischen Vergoldung die lügnerische Inschrift: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!

Plötzlich sehe ich, wie die Menge zu laufen anfängt. Berittene sprengen heran, drohend, den Säbel in der Faust, sie lassen ihre Pferde sich bäumen, und durch ihr Ausschlagen drängen diese die Spaziergänger von dem Fahrdamm auf die Bürgersteige zurück. Zwischen ihnen bewegt sich ein Trupp von Männern, an deren Spitze ein schwarzbärtiger Mensch geht, dessen Stirn mit einem Taschentuch umwunden ist. Noch ein anderer fällt mir auf, der von zwei Kameraden unter den Armen gestützt wird, als ob er nicht die Kraft besäße zu gehen. Diese Männer haben eine seltsame Blässe und einen unsicheren Blick. Neben mir zählt ein friedfertiger Zivilist: eins, zwei, drei ... Es sind sechsundzwanzig.

Ich hatte ein unerklärliches Gefühl von Angst. Mein Zivilist sagte nun zu seinem Nachbarn: „Das dauert nicht lange. Sie werden bald den ersten Trommelwirbel hören." Fast im selben Augenblick setzt, wie ein heftiges, durch Mauern gedämpftes Geräusch, Gewehrfeuer ein. Es ertönt ein erstes, ein zweites, ein drittes, ein viertes, ein fünftes mörderisches „rrara" der Schüsse — nun eine große Pause — und dann ein sechstes, und noch zwei rasch aufeinanderfolgende Trommelwirbel. Endlich verstummt es. Alles fühlt sich erleichtert und atmet auf, als ein neues Krachen erfolgt, dann noch eines, dann endlich das letzte. Das sind, sagt man die Gnadenschüsse, die ein Polizeibeamter denen gibt, die noch nicht tot sind.

Die Sängerin

Die Zofe Josefa war heimlich sehr unwillig darüber, daß das Fräulein die Zimmer in diesem kleinen, altmodischen Gasthaus genommen. Sie wagte aber nicht, ihrem Unwillen durch irgend ein Wort Luft zu machen, denn das Fräulein war, seit sie die Reise zu dieser kleinen Stadt angetreten, seltsam verwandelt. Sie ordnete an mit einem Klang in der Stimme, der keinen Widerspruch zuließ. Sie hüllte sich in Schweigen und machte keine Angaben darauf, wie lange man verweilen werde und was das Konzert vermutlich einbringe.

„Ist Ihre Herrin eine gute Sängerin?", hatte die Wirtsfrau heimlich die Zofe gefragt.

Die hatte die Wirtin zuerst verächtlich angesehen.

Ja, war denn diese kleine Stadt so rückständig, daß sie nicht einmal wußte, welchen Ruf und Ruhm draußen die Dotanelli hatte, die morgen hier singen würde?

„Sie ist erträglich," hatte sie dann mokant und boshaft lächelnd geantwortet. Es ist eine große Ehre für meine Dame, daß sie vor diesem Publikum singen darf.

Während die Dotanelli Tee trank und von den belegten Brötchen aß, die die Wirtin heraufgeschickt, packte Josefa die Kleider aus. Ein hellgraues Kleid das die Sängerin bei einfachen Gelegenheiten zu tragen pflegte, legte sie zurück, um es noch einmal aufzubügeln.

„Nicht das Graue, Josefa!", sagte die Dotanelli. „Ich trage das Samtkleid. Dazu den Schmuck aus Rußland."

Josefa war starr.

Ihr schönstes, kostbarstes Kleid mit dem berühmten Schmuck des russischen Fürstenhauses wollte die Sängerin tragen vor diesem Kleinstadtpublikum?

Aber der Grad ihrer Verwunderung sollte sich schon im nächsten Augenblick um ein Bedeutendes steigern. Die Herrin verlangte einen Mantel, Schleier und Hut.

„Es ist feucht und es regnet!", sagte Josefa. „Gnädiges Fräulein könnten sich erkälten und der Stimme schaden."

„Es tut nichts! Ich gehe doch!", antwortete die Dotanelli und verließ das Zimmer. —

Die Regentropfen sprühten der Frau in das schöne, blasse Gesicht, als sie auf die Straße trat. Der Sturm lief an gegen sie, so daß sie nur kämpfend vorwärts kommen konnte.

Dicht vor ihr fiel ein vom Dach gerissener Ziegelstein auf das Pflaster. „Fast hätte er mich getroffen!", dachte die Dotanelli. „Ist das der Willkomm, den die Heimat für mich hat?"

Sie ließ den Teil der Stadt, in dem Neubauten erstanden, unbeachtet und suchte den Kern des Heimatstädtchens auf, in dem noch alles war, wie sie es vor vierzehn Jahren verlassen. Dort lag das Schulhaus, in dem Käthe, ihre Nachbarin und kleine Freundin gewesen, dort stand im Garten mit der vielbewunderten Sonnenuhr das Haus, in dem Richards Vater, der Arzt, seine Praxis ausgeübt, dort war der Markt, das Rathaus und ferne zeigte der Turm der Kirche durch all das Dunkel noch immer wie ein erhobener Finger zum Sternenhimmel empor.

Die Dotanelli zweigte vom Markt ab und ging durch Gassen und Gäßchen direkt auf das Haus zu, das Richard nach dem Tode der Schwiegereltern als Erbe zugefallen war. Als die Sängerin vor der Türe stand, zögerte sie und ihr Herz schlug unruhig. „Mußte es sein, daß ich nach vierzehn Jahren komme und die Vergangenheit wieder erwecken will?", fragte sie sich. „Ja — es muß, darauf habe ich gewartet die vielen Jahre. Ich will es so. Ich trete ein", gab sie sich zur Antwort. Sie läutete.

Eine ländliche Magd erschien, die auf die Frage der Sängerin antwortete, der Herr wäre nicht zu Hause, nur die Frau. Da öffnete sich die Stubentür.

„So sieht also Käthe jetzt aus!", dachte die Dotanelli und blickte auf die Hausfrau. Gegen die Gehaßte und glühend Beneidete konnte sie auf einmal nichts mehr empfinden vom Haß und nichts vom Neid. Das war eine früh verblühte, hagere und versorgte Kleinstädterin im unkleidsamen Anzug und mit bereits ergrautem Haar.

Die Dotanelli schlug den Schleier über den Hut zurück. Ihr schönes helles Gesicht mit den großen blauen Augen und den dunklen Locken an den Schläfen, wurde sichtbar.

„Marie Donath?" fragte Richards Frau. — „Ist es möglich, Marie Donath?"

„Ich habe es fast vergessen, daß ich so hieß, Käthe. Mein Impresario taufte mich um in Maria Dotanelli. Unter diesen Namen kennt man mich und meine Kunst ..."

„Tritt ein," sagte Käthe Wengraf leise. „Tritt ein ..."

Am Tisch saßen zwei Knaben und ließen eine Lokomotive über kunstvoll gelegte Schienen rollen.

„Richards Söhne," dachte die Dotanelli. „Sie sehen ihm ähnlich. Ihre Augen sind begierig und erwartungsvoll Auch um ihre Lippen ist der leidende Zug der Sehnsucht."

Die Knaben verschwanden auf einen Wink der Mutter. Die beiden Frauen waren allein. Lange war zwischen ihnen nichts wie Schweigen. „Warum bist du hergekommen, Marie," sagte schließlich Käthe müde.

„Ich werde hier morgen Abend singen. Ich wollte euch einladen und euch die Eintrittskarten bringen."

Aus einem kostbaren Täschchen nahm die Sängerin zwei Karten und legte sie auf den Tisch nieder.

Wieder schwiegen die Frauen.

„Das also ist eine Rache," sagte Käthe endlich. „O, ich wußte, daß du nicht vergessen kannst, daß du es ihm nie verzeihen würdest, daß er mich heiratete . ."

Die Dotanelli sah finster vor sich nieder. Ihre Handflächen schlossen sich fest aneinander. In den Knieen spürte sie eine Schwere, im Herzen einen Schmerz. „Ich habe ihn sehr geliebt," flüsterte sie ganz wider ihren Willen.

„Er dich auch, Marie! Zu sehr! Er fürchtete sich vor dem wilden Brand. Er nahm mich, daß eine Scheidewand sei zwischen euch."

„Ihr werdet kommen?", fragte die Dotanelli.

Käthe schüttelte verneinend den Kopf. Sie griff nach den Karten und riß sie in Stücke.

Die Sängerin sah sie empört an. Da sprach Käthe Wengraf und Marie Donath glaubte, denselben Klang der Stimme zu hören, den einst in Kinderjahren die Stimme der kleinen Mitschülerin und Freundin gehabt:

„Du würdest singen, Marie, und die Herrlichkeit deiner Stimme würde so vernichtend sein, daß der Schmerz ihn packen würde wie mit Geierkrallen. Der Jammer würde ihn fassen über sein verfehltes Leben, das in der Enge der Kleinstadt versandet ist. Er würde dich sehen in deiner ganzen, sieghaften und strahlenden Schönheit, denn du würdest auf keine der Waffen verzichten, die dir zu Gebote stehen, und sein Gefühl für mich und die Kinder würde in Haß umschlagen. Du sagst, du hast ihn sehr geliebt, Marie! Beweise es und schone ihn. Gehe, denn er hält sich noch immer für einen bedeutenden und schönen Mann und würde es nicht ertragen, zu sehen, daß er ein siechender, unnützer Mensch geworden, den der Trunk verwüstet und entstellt. Sei barmherzig und laß ihm seine Blindheit!"

Aengstlich, bleich, gespannt blickte die alternde Frau auf die Sängerin. Die Dotanelli erhob sich und ließ den Schleier über ihr Gesicht fallen, daß es nur noch undeutlich durch das dichte, dunkle Netzwerk schimmerte.

„Sei ruhig, kleine Freundin!", flüsterte sie, „ich gehe und reise ab, ohne gesungen zu haben. Du aber sage deinem Mann meinen Gruß und laß ihn wissen, daß ich ihm sage: er hat recht gewählt, als er dich erwählt. Du hast für ihn das Herz voll mütterlicher Güte und mütterlichen Mitleidens, das ihm nötig war."

Der Wächter

Von Gösta Törnequist.

Er hatte mich gefragt, ob er mich zu einem leichten Frühstück einladen dürfte, mein Freund, der Direktor Winkler. Er hatte Glück, und wir saßen im Speisesaal des eben renovierten Restaurants „Zum Fliegeradmiral".

Ein Kellner kam und meldete:

„Der Mann, den Herr Direktor Winkler bestellt hat, wartet draußen."

„Willst du mir den Gefallen tun und ihn dir auch ansehen? Ich möchte gern dein Urteil hören," sagte Direktor Winkler zu mir.

Im Vestibül stand ein riesenhafter Mann, dessen Umfang fabelhafte Körperkräfte verriet, und dessen Gesichtszüge auf einen bis zur Dickköpfigkeit unbeugsamen Charakter deuteten.

„Wenn du mein Urteil nach flüchtigem Ansehen hören willst," sagte ich zu Direktor Winkler, „so möchte ich diesem Gentleman nicht im Dunklen begegnen. Im Hellen übrigens auch nicht."

„Er sieht gut aus," sagte der Direktor, und dann zu dem starken Mann:

„Kommen Sie mit auf die Straße, Herr Komarek."

Er zeigte auf ein großes, elegantes Auto und sagte:

„Herr Komarek, Sie müssen auf diesen Wagen aufpassen, bis ich wiederkomme. Es kann eine, vielleicht auch zwei Stunden dauern. Aber auch wenn es fünf Stunden dauern sollte, müssen Sie aufpassen, daß niemand den Wagen wegnimmt. Können Sie das?"

„Na, wenn es weiter nichts ist!" sagte Herr Komarek.

„Seien Sie nicht so sicher, jetzt, wo die Diebe am hellichten Tage mit Bomben und Nebelgas arbeiten. Da holen sie auch ein Auto bald weg."

„Seien Sie unbesorgt, Herr Direktor, solange ich hier stehe, kommt niemand dem Auto zu nahe."

Wir gingen wieder in den Speisesaal.

„Wollen sehen, ob er was taugt," sagte der Direktor. „Ich habe es schon mit sieben anderen versucht. Keiner war zu brauchen."

Eigentlich lächerlich, dachte ich, so leicht stiehlt doch kein Dieb ein Auto am hellichten Tage von der Straße weg.

Vier Minuten später trat ein fetter, aber kleiner Herr aus einem Hause in der Nähe und ging auf das Auto zu. Er legte die Hand auf die Tür und wollte in den Wagen steigen.

„Nanu? Was denn?! Was soll das heißen?!" grollte Herrn Komareks Kellerbaß hinter ihm.

„Wie? Was das heißen soll? Ich habe Sie nicht angesprochen!" sagte der kleine, aber fette Herr von unten herauf, öffnete die Tür und setzte den einen Fuß aufs Trittbrett.

Da legte sich Herrn Komareks schwere Hand auf den Rücken des fetten kleinen Herrn, worauf dieser eine kleine Ellipse beschrieb und auf der Bordschwelle, ein paar Meter entfernt, landete.

„Machen Sie, daß Sie nach Hause kommen, verstehen Sie, und fassen Sie das Auto nicht an, verstehen Sie!"

„Sie sind wohl verrückt!" sagte der kleine Herr. „Wollen Sie mich verhindern, mein eigenes Auto zu besteigen?"

„Hände weg! Kommen Sie mir nicht mit so was! Das sagen sie alle!"

„Was? Soll ich die Polizei rufen?"

„Die können Sie ruhig rufen, Herr! Hier bin ich Polizei! Verstehen Sie!"

Jetzt wurde der kleine fette Herr blaß, denn er hatte seinen Führerschein nicht bei sich. Und da sein Heimatsort zehn Meilen entfernt lag, konnte er nicht im Handumdrehen nach Hause gehen und ihn holen. Fuchsteufelswild ging er fort, ohne daß ihn Herr Komarek noch mal zu heben brauchte.

All das sahen der Direktor und ich.

„Da siehst du!" sagte der Direktor.

„Tatsächlich, aber wann hast du dir eigentlich ein Auto zugelegt?"

„Ich? Ich habe doch gar kein Auto. Ich habe keine Ahnung, wem dieser Wagen gehört. Aber ich brauche einen ganz zuverlässigen Menschen als Wächter für meinen Obstgarten. Komarek ist gut, so soll man sein. Nicht viel reden. Nur aufpassen. Wenn einer so gut auf ein Auto aufpaßt, daß nicht mal der Besitzer herankann, dann eignet er sich für meinen Garten."

Jetzt weiß ich allerdings nicht, ob ich Direktor Winkler in der Obstzeit zu besuchen wage. Ich wiege noch weniger als der kleine Dicke.

Merkworte:

Hält mich auch kein anderer beim Worte, so wird es desto mehr Pflicht, daß ich mich dabei halte.

•

Alles persönliche Leben ist Verantwortung.

•

Jedes Ende ist zugleich ein Anfang.

•

Bilden kann den Menschen nichts als Gott; dressieren kann ihn der Tanzmeister oder der Korporal auf dem Exerzierplatz.

•

Fahre so fort, mit heiterem Sinn auf zwei Dinge zu achten: erstlich, wo die Menschen hinauswollen, und zweitens, wie sie sich deshalb maskieren.

•

Die Herrschaft über den Augenblick ist die Herrschaft über das Leben.

•

Ich habe von der Dichtkunst keinen kleineren Begriff, als daß sie die Sängerin Gottes, seiner Werke und der Tugend sein soll

---